

Extreme mit Leichtigkeit



SN/SF/MARCO BORRELLI

Phänomenal: Mahlers Neunte im finalen Konzert des Salzburger Festspielsommers mit Kirill Petrenko und den Berliner Philharmonikern.

KARL HARB

SALZBURG. Gustav Mahlers Symphonien sind seltsame Wesen. Auf der einen Seite sorgen des Komponisten eigene, oft sehr detaillierte Vortragsanweisungen und verbale Randnotizen schon im Partiturentwurf für bildhafte Assoziationen, andererseits haben lange gültige Formmodelle der klassischen Symphonie längst ausgedient. Eigentlich hatte schon Beethoven mit dem Chorfinale seiner 9. Symphonie die Grenzen gesprengt. Im Fall der Neunten Symphonie von Mahler umschließen zwei lange langsame Sätze einen Tanzsatz, der mehr als ein Ländler „etwas täppisch und sehr derb“ ist, und eine Rondo-Burleske als eine Art wilde Jagd durch bestürzend abgründige Klangklüfte.

Das hat mit herkömmlichen Formschemata nichts mehr zu tun. Man kann das aber sehr wohl emphatisch aufladen, als großen Abschied von der alten Welt, man

kann es als inbrünstiges Pathos nach Art Leonard Bernsteins inszenieren.

Kirill Petrenko, seit 2019 Chefdirigent der Berliner Philharmoniker, interessiert indes viel mehr die Struktur, das Freilegen der Nervenbahnen der Musik, die in die Zukunft führen und so die Modernität der Partitur beweisen – ohne das Leidenschaftliche damit aufzugeben.

Petrenko behält am Sonntagabend beim letzten Orchesterkonzert des Salzburger Festspielsommers Satz für Satz den Grundpuls bei, sozusagen als sicheres Gerüst, zu dem man auch nach Abweichungen, Spreizungen oder Beschleunigungen sicher zurückkehren kann. Dabei schält der auf seine Art durchaus emphatische, zu springlebendiger Aktion aufgelegte Dirigent eine schier unglaubliche Fülle an Artikulations-, Dynamik- und Farbfinessen im Klang heraus. Und „seine“ Berliner setzen das atemberaubend virtuos und mit stupender,

unangestrenzter Disziplin und Klangkultur um: im Kollektiv und in sagenhaft zarten Soli vom Konzertmeister, der Sonorität der tiefen Streicher, dem Glanz von exzellenten Holz- und Blechbläsern bis hin zum wahrhaftigen „Wunderhornisten“ Yun Zeng.

Extreme werden ausgekostet und dennoch wie leicht und locker, sogar spielerisch bis verschmitzt serviert. Alles atmet, pulsiert, lebt im und aus dem Klang heraus. Auch wenn Mahler von Welt(abschieds)schmerz handelt, öffnet er doch die Tore zur Zukunft. Das hatte schon der Philosoph Theodor W. Adorno erkannt, als er Mahlers letztes vollendetes Werk als das erste der Neuen Musik bezeichnete.

Und die phänomenalen Berliner Philharmoniker sind ihre Botschafter: eine Offenbarung, auch für die Salzburger Osterfestspiele der nächsten fünf Jahre.

Petrenko in Salzburg: „Es schließen sich viele Kreise“

SALZBURG. Es sei „in meinem künstlerischen Dasein bis jetzt vielleicht das absolute Highlight“, sagte Kirill Petrenko am Montag – „mit Ausnahme des Tages, als mich die Berliner Philharmoniker zu ihrem Chefdirigenten gewählt haben“. Bei den Salzburger Festspielen gehörte den Berlinern und ihrem Pultchef am Sonntagabend das Abschiedskonzert des heurigen Sommers. Tags darauf sprach der russisch-österreichische Dirigent bei einer Pressekonferenz über die baldige Rückkehr: Bei den Osterfestspielen Salzburg wollen die Berliner Philharmoniker nach 14 Jahren Abwesenheit „ein neues Kapitel aufschlagen“. Das Gründungsorchester der Osterfestspiele kehrt – wie berichtet – mit einer Neuinszenierung von Wagners „Ring des Nibelungen“ nach Salzburg zurück. Mit dem „Ring“ hatte 1967 auch die Geschichte des von Herbert von Karajan gegründeten Festivals begonnen. Infolge des Finanzskandals 2009 hatten die Berliner Salzburg 2012 den Rücken gekehrt.

Von einem „großen Tag“ sprach Nikolaus Bachler, der Intendant der Osterfestspiele, bei der detaillierten Vorstellung der Zukunftspläne: „Wir sind alle motiviert, jetzt auf 2026 zuzugehen.“ Petrenko betonte: „Es schließen sich jetzt sehr viele Kreise.“ An keinem anderen Werk habe er „so lange und so akribisch“ gearbeitet wie an Wagners Tetralogie. Im Gegensatz zur „Götterdämmerung“, in der Hagen die Worte „Zurück vom Ring!“ singt, heiße es für ihn nun: „Zurück zum Ring!“

Regisseur Kirill Serebrennikov will, wie er in einer Liveschaltung aus Paris erläuterte, nicht nur mit filmischen Elementen den Aspekt des Gesamtkunstwerks aktualisieren. Auch die Begriffe „Gemeinschaft“ und „Grenzenlosigkeit“ seien in seiner Inszenierung zentral. Mit Dreharbeiten zu Filmen, die zu jedem Teil des „Rings“ auf einem anderen Erdteil entstehen sollen, habe er bereits in Island begonnen.

Wegen des bevorstehenden Umbaus im Festspielbezirk wird die Felsenreitschule zur Bühne für den neuen Salzburger „Ring“. Sie bietet weniger Publikumsplätze als das Große Festspielhaus. Auch deshalb werde es die Inszenierung zusätzlich als Medienproduktion geben – „nicht nur mit acht Kameras, die das Bühnengeschehen abfilmen, sondern als mediales Gesamtkunstwerk“, berichtete Olaf Maninger, Cellist und Medienvorstand der Berliner Philharmoniker.

Chefdirigent Petrenko will den „Ring“ in Salzburg indes nicht ununterbrochen spielen: In einem Zwischenjahr wird Schönbergs Oper „Moses und Aron“ auf dem Spielplan stehen, ein Werk, mit dem das Orchester „musikalisch Mut zeigen“ wolle: „Wir kommen auch mit der Botschaft, dass wir den größten Anspruch haben und nicht nur mit einem Werk überzeugen, das alle kennen, sondern auch in Reibung mit etwas anderem.“



„Wir schlagen ein neues Kapitel auf.“

Nikolaus Bachler, Intendant

Auch das Konzertprogramm bei den Osterfestspielen 2026 sei – etwa mit Mahlers Achter Symphonie oder der Symphonie fantastique von Berlioz (Leitung: Tugan Sokhiev) – ambitioniert, sagte Orchesterintendantin Andrea Zietzschmann. Die Salzburger Musikerin Eva-Maria Tomasi, seit 1990 Mitglied der Berliner, berichtete vom Projekt Be Phil, bei dem Profis mit Amateuren proben und auftreten.

Bachler sah sich mit dem Heimkehren der Berliner nach Salzburg „am Ziel angelangt“: Die vergangenen Jahre mit wechselnden Orchestern wolle er „nicht missen, aber ich habe immer gesagt, dass diese Rückkehr mein Wunsch ist“. **pac**

Verloren in der uferlosen Leere des Saufens

Konstantin Wecker erzählt in seinem neuen Buch von der Suche nach dem Sinn seines Lebens – ganz ohne Alkohol.

BERNHARD FLIEHER

SALZBURG, MÜNCHEN. „Genug getrunken, genug gefeiert“ habe er in seinem Leben, bekennt Konstantin Wecker. Daher müsse er sich immer wieder sagen, dass er „genug uferlos“ gewesen sei. Uferlos? So hieß ein Livealbum, das Wecker im Salzburger Volksgarten aufgenommen hatte. Das war im Juli vor 32 Jahren. Es ist ein Dokument musikalischer und poetischer Überschwänglichkeit, intensiv, kraftstrotzend. 1994, es war die Zeit, in der sein Kokainkonsum eskalierte (und ihn schließlich auch ins Gefängnis brachte). Die Bühne jedoch, so berichtet Wecker, war immer der einzige Ort, an dem „ich ich selbst“ war. Zu allen Zeiten ein Safespace, Süchte hin, Irrsinn her. Und es gab in seinem Leben viele davon.

Auf der Bühne – im kommenden Dezember auch zwei Mal in Österreich – wird er nie mehr Klavier spielen. Die linke Hand spielt nicht mehr mit. In dieser „Sensationsmeldung“ des vergangenen Wochenendes wurde gern übersehen, dass diese Mitteilung bloß ein Satz

in seinem neuen Buch ist. „Der Liebe zuliebe“ heißt es. Und ein schlaues Buch ist es geworden. Diese Schläue verdankt es einer radikalen Offenheit. Uferlos hinein in die Gedanken- und Nachdenkwelt. „Ich bin schon immer ein Suchender und vielleicht auch deshalb ein Süchtiger gewesen“, steht da. Und eben darum geht es: Vieles ist er losgeworden, nur den Alkohol nicht. Um das (späte) Ende seines Alkoholismus und das Ringen um Spiritualität, die ihm im Rausch abhandgekommen ist, geht es.

Von einer „Endlosschleife aus Scham und Rausch, Trauer und Wut“ wird erzählt – und von einem „Höllennritt“. Es gibt Anekdoten, schreckliche Erinnerungen, die von massiven Ausfällen berichten. Sie sind aber nur der Rahmen einer intensiven Spurensuche nach Geistern und Engeln, danach, was erstmals der griechische Philosoph Philon von Alexandria beschrieb: eine „nüchterne Trunkenheit“, ein Rausch im Inneren, der sich aus Gedanken und Worten nährt. Wecker lässt sich auf seine alten Tage dabei zusehen (oder besser: man kann



SN/WECKER/DE/THOMAS STEINBORN

Konstantin Wecker

mitlesen), wie er trocken wird. Er erinnert sich an das berauschte Glücksgefühl, das er 1961 nach dem ersten Schluck Wein hatte – und dann immer wieder suchte, als Betäubung, als Flucht, als Ausrede und lange auch als Normalität. Er schreibt über einen ersten erfolglosen Versuch, trocken zu werden.

Dieses Durchhalten, dieses Nicht-einen-Schluck-Zulassen, erweist sich als harte Arbeit voller Ängste und Leere. Schlimmer noch aber als das Weglassen beschreibt er, was – jedenfalls zu Beginn der neuen Trockenheit, die seit dem 9. Mai 2022 anhält – verschwunden war: Die Poesie und die Melodien, sonst ständige Begleiter, waren weg. Dem Satz „Zum Glück ist das vorbei“ ist die Erleichterung anzuspüren.

Es sei eine „Art vorläufiges Lebensresümee“. Und der 78-Jährige legt seine Texte auch als Bekenntnisse an, über die Verletzungen, die er anderen zufügte, über späte Einsichten, über harte Selbstbefragung. Dass er dann auch auf den Mystiker Augustinus verweist – dessen zentrales Werk „Bekenntnisse“ heißt –, muss nicht verwundern. Überhaupt begegnen wir an Weckers Seite vielen Philosophen und Mystikern, Dichtern und Denkern. Das könnte ein eitler Lebensratgeber sein. Ist es aber an keiner Stelle. Stattdessen gibt es 57 Texte – darunter auch eigene und andere Gedichte –, die davon zeugen, wie einer „mit dem Älterwerden“ die „ver-

stimmte Saite in sich wieder zum Klingen“ bringen will.

„Die Poesie vermag es, uns eine Ahnung zu vermitteln, von dem, was unseren Verstand übersteigt“, schreibt er. Da wächst der Eindruck, dass da einer den Typen finden will, von dem er in seinen eigenen Liedern so oft erzählt hat. Tatsächlich nennt er ein Kapitel dann auch: „Wie ich endlich der wurde, von dem ich singe“. Da geht es dann nicht um den „politischen“ Wecker, den nimmermüden Kämpfer gegen Faschismus, gegen Ausgrenzung, gegen Waffen, den singenden Agitator, der in diesem Buch auch Platz findet. Es geht um den Typen, der in Liedern als sanfter Poet auftaucht, der – ganz wie der Titel des Buches es sagt – der Liebe wegen unterwegs ist. In Texten und Liedern habe er viel dazu gesagt, was das Leben lebenswert machen könne: „Wirklich begriffen habe ich es anscheinend selbst lange Zeit nicht.“

Buch: Konstantin Wecker: „Der Liebe zuliebe“ (Bene/Droemer Knauer, 2025). Live: „Lieder meines Lebens“, Wien (2. Dezember), Graz (6. Dezember).